

# Dortmunder Zeitung

Erscheint täglich.  
Abonnement-Preis  
2 M 25 S

verbunden

mit dem

## Dortmunder Anzeiger

Sonntags-Beilage: „Für Haus und Hof“, Blätter für Land-, Garten- und Hauswirtschaft.

Insertions-Gebühren  
die einpaltige Zeile oder deren Raum  
20 S

**Abonnenten-Verzeichnis:**  
Abonnenten: Adm. Berlin, Breslau, Chemnitz,  
Dresden, Magdeburg, München, Nürnberg, Straß-  
burg, T. C. Stuttgart, Tübingen, Ulm, Weimar, Zittau.  
Adm. Berlin, Köln, Bremen, Danzig, Erfurt, Gera,  
Hannover, Jena, Leipzig, Magdeburg, Merseburg, O. B.  
Potsdam & Co., Frankfurt am Main, Berlin, Königsberg,  
Dresden, Leipzig, Tübingen, Weimar, Zittau.  
Adm. Berlin, Köln, Bremen, Danzig, Erfurt, Gera,  
Hannover, Jena, Leipzig, Magdeburg, Merseburg, O. B.  
Potsdam & Co., Frankfurt am Main, Berlin, Königsberg,  
Dresden, Leipzig, Tübingen, Weimar, Zittau.

**Abonnenten-Verzeichnis:**  
Abonnenten: Adm. Berlin, Breslau, Chemnitz,  
Dresden, Magdeburg, München, Nürnberg, Straß-  
burg, T. C. Stuttgart, Tübingen, Ulm, Weimar, Zittau.  
Adm. Berlin, Köln, Bremen, Danzig, Erfurt, Gera,  
Hannover, Jena, Leipzig, Magdeburg, Merseburg, O. B.  
Potsdam & Co., Frankfurt am Main, Berlin, Königsberg,  
Dresden, Leipzig, Tübingen, Weimar, Zittau.

Nr. 188.

Mittwoch, den 13. Juli 1881.

54. Jahrgang.

### A Die neueste päpstliche Encyklika.

Papst Leo XIII. hat wieder ein Rundschreiben an die Bischöfe respektive an die katholische Christenheit erlassen, über dessen Inhalt nun schon seit etwa vierzehn Tagen Nachrichten in Umlauf gesetzt worden sind, die jedoch auffallend wenig Beachtung in der politischen Presse gefunden haben. Es ist dies eine jedenfalls eigentümliche Thatsache, denn gerade in der gegenwärtigen Jahreszeit ist der Journalismus sonst jedes Ereignisses, welches der reflektierenden Betrachtung wert ist, hoch willkommen und der Erlaß einer Encyklika bleibt immer ein solches Ereignis, selbst wenn der Inhalt derselben kein sonderlich bedeutungsvoller ist. Die Zurückhaltung der Presse hatte aber einen guten Grund, sie war dadurch veranlaßt, daß der Wortlaut des Schriftstücks noch nicht bekannt geworden, und daß die daraus mitgeteilten Sätze bei einem aufmerksamen Leser die Meinung hervorrufen konnten, daß ihr Sinn im Zusammenhang des Ganzen vielleicht anders sein könnte, als er in der publizierten Form erschien. Jetzt vor wenigen Tagen ist jedoch in der „Germania“ eine vollständige Uebersetzung erschienen und es ist daher nunmehr jeder Grund fortgefallen, das neueste päpstliche Opus nicht in den Kreis der politischen Erörterungen zu ziehen.

Die Encyklika handelt überhaupt von der weltlichen Obrigkeit; sie geht von dem Gedanken aus, daß der verabschiedungswürdige Kampf gegen die göttliche Autorität, der immer härter und in immer wachsenden Dimensionen geführt worden sei, diejenige Wendung genommen habe, die längst vorauszu sehen gewesen, indem er jetzt die gesamte menschliche Gesellschaft und besonders die Gewalt der Regenten, auf der das allgemeine Wohl hauptsächlich beruhe, gefährlich bedrohe. Es ist dies ein alter Gedanke, wir möchten fast sagen: ein alter Axiom. Die römisch-katholische Hierarchie identifiziert sich mit der göttlichen Autorität und sie sucht die Macht der weltlichen Herrscher für sich zu gewinnen, indem sie diesen vorhält, daß sie das größte Interesse hätten, die göttliche Autorität, das heißt die Hierarchie, mit ihren weltlichen Machtmitteln zu stützen. Dieser Gedanke ist die Grundlage, auf der die Encyklika aufbaut. Sie behauptet, daß die weltliche Macht nur allzu oft gelungen; nur allzu oft gingen Thron und Altar Hand in Hand, um die Wirkungen des freien Denkens und Fortschritts der Menschheit um das Licht, welches die Wissenschaften verbreiteten, zu vernichten. Papst Leo XIII. stellt sich also mit dem Grundgedanken der neuesten Encyklika auf denselben Boden, auf dem gerade diejenigen Päpste gestanden, die den geistigen Fortschritt der Menschheit am kräftigsten, am intriguantesten und am erfolgreichsten bekämpft haben. Daher hat diese Encyklika vor allen Dingen den Wert, daß sie den gegenwärtigen Papst in seinem wahren Lichte kennzeichnet.

Besonders charakteristisch ist folgende Auseinandersetzung über den Einfluß der Philosophie: „Wenngleich es nun unmöglich war, die Regierungsgewalt innerhalb der Staaten aufzuheben, so sind doch alle Mittel aufgegeben worden, ihre Macht zu brechen und ihre Würde zu schwächen, und zwar hauptsächlich im 19. Jahrhundert, als beklagenswerte neue Ansichten so vieler sich bemächtigten. Seit dieser Zeit hat die Menge nicht nur eine größere Freiheit als billig war, zu erlangen gelehrt, sondern man gefiel sich auch darin, den Ursprung und die Bildung der menschlichen Gesellschaft nach Gutdünken sich zurecht zu legen. Nach dem Vorgange von Männern, die im vergangenen Jahrhundert sich den Namen Philosophen beilegen, behaupten auch

in der Neuzeit viele, alle Gewalt komme vom Volke und üben die Fesseln der Staaten nicht im eigenen Namen aus, sondern im Auftrage des Volkes, und zwar unter der Bedingung, daß sie ihnen durch den Willen des Volkes, als ihres Auftrag, wieder entzogen werden könne. Anderer Meinung sind hierüber die Katholiken, welche das Recht, zu befehlen, auf Gott, als seinen natürlichen und notwendigen Ursprung zurückführen.“

Dem Papste scheint es bei diesem Vorgehen für das absolute Gottesgnadentum selbst nicht ganz wohl zu sein; er kann gewisse historische Thatsachen nicht völlig ignorieren und um den Gegnern nicht Gelegenheit zu geben, auf die Staatsformen hinzuweisen, die rein katholische Völker geschaffen haben, erkennt er in der Encyklika an, daß allerdings in manchen Fällen die Leiter der Staaten durch den Willen und die Entscheidung des Volkes zur Herrschaft berufen werden könnten, ohne daß die Lehre der katholischen Kirche dem entgegenstände oder es bekämpfte. „Durch diese Wahl“, heißt es dann wörtlich weiter, „wird jedoch das Staatsoberhaupt nur bezeichnet, nicht aber werden dadurch die Herrscherrechte übertragen; es wird nicht die Herrschaft übergeben, sondern nur bestimmt, wer ihr Träger sein solle.“

Uns erscheint der soeben zitierte Satz als ein Sophisma, wie es nie ärger erdacht worden ist; und die ärgste Sophistik ist dann auch das folgende: „Auch handelt es sich hier nicht um die verschiedenen Staatsformen; denn es gibt keinen Grund, weshalb die Kirche nicht das Regiment eines einzelnen oder auch mehrerer billigen sollte, wenn es nur gerecht ist und das Gemeinwohl anstrebt. Deshalb bleibt es den Vätern, sofern die Gerechtigkeit nicht verletzt wird, unbenommen, dem Staate jene Form zu geben, welche, sei es ihrem Geiste, sei es den Einrichtungen und Sitten ihrer Vorfahren besser entspricht.“

Um die Staatsform handelt es sich bei der Verherrlichung des absoluten Gottesgnadentums also nicht? Nun, um was handelt es sich dabei denn sonst? Es soll den Vätern unbenommen bleiben, dem Staate die ihnen am besten entsprechende Form zu geben. Ja, ist denn dies, wo es geschieht, ist, jemals ohne Kämpfe der Nationen und in voller Unterthänigkeit gegen die vorhandenen weltlichen Obrigkeiten möglich gewesen? Hat die Philosophie nicht namentlich dazu beigetragen, aus anarchischen Zuständen häufig genug wieder ein geordnetes Staatsleben emporzuheben zu lassen, welches von allen, Katholiken und Nichtkatholiken ohne Unterschied des Glaubens Anerkennung gefunden hat?

Wenn Leo XIII. eine Reihe biblischer Stellen zitiert, die zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnen, so läßt sich dazu nur bemerken, daß es am Ende ein Mißgriff ist, wenn er dabei Aussprüche anführt, die lange vor Christi Geburt gethan worden sind, die also mit der katholischen Kirche und mit dem Christentum überhaupt nicht das Geringste zu thun haben. Ja, will man nach Zitate suchen, so findet man in den Schriftstellern der alten Griechen und Römer, im Jovianer, in den altägyptischen Papyrusrollen u. s. f. gar manche Stelle, die nicht minder eindringlich von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit und von der Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung handeln. Es ist dies gar nichts spezifisch christliches oder spezifisch katholisches, im Gegenteil könnten wir aus der Geschichte lange Reihen von Beispielen anführen, in denen die katholische Kirche den Aufbruch gepredigt, den Wider-

stand gegen die Obrigkeit selbst organisiert hat. Der Hinweis, den die Encyklika ferner gibt, auf die Kirchengeschichte, auf den Gehorsam der heiligen Apostel gegen die Obrigkeit und die Ermahnung zur Unterthänigkeit unter dieselbe, hat daher nur einen sehr bedingten Wert, zumal dabei besonders ausgeführt ist, daß die Apostel da, wo es darauf ankam, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen, fest und standhaft auch der Obrigkeit gegenüber gewesen. Also bedingungsweise ist der Widerstand gegen die letztere gerechtfertigt und ebenso bedingungsweise sind auch die Träger der „immer auf Gott, als ihren natürlichen und notwendigen Ursprung zurückzuführenden“ Obrigkeit nichts weiter als Menschen, denen man, um Gott zu gehorchen, Widerstand leisten muß! Man sieht, wie es sich die katholische Kirche bequem macht, je nachdem sie das eine oder das andere für ihre Zwecke bedarf, den Widerstand und den Gehorsam zu lehren.

Als eine weitere Ursache der in der Encyklika eingangs beklagten Zustände wird dann natürlich auch die Reformation genannt, deren „unselige Lehren“ zum Kommunismus, zum Sozialismus, zum Nihilismus, ja, nach Leo XIII. Worten, fast zum Grabe der menschlichen Gesellschaft geführt haben. Was die Encyklika in dieser Beziehung äußert, widerspricht so sehr der historischen Wahrheit und den allgemein bekannten Thatsachen, daß es nur dem Geiste zu verzeihen ist, der sein Leben lang die Geschichte nur in höchst einseitiger partieller Darstellung kennen gelernt hat und der in seiner greisenhaften Abgeschlossenheit die Kenntnis und das Verständnis der wahren Verhältnisse längst verloren hat.

Trotz der Ausfälle gegen die Reformation, die, nebenbei bemerkt, nichts weniger als geeignet sind, den konfessionellen Frieden in Deutschland anzubahnen, paßt es aber dem Papste, in dieser Encyklika die friedfertige Kirche zu verherrlichen und in einen gewissen Gegensatz zur streitbaren Kirche zu bringen. Er schreibt wörtlich: „Wenn die Völker sich etwa durch Unwissenheit verblödeten, war die Kirche sofort bereit, den Frieden zu vermitteln, indem sie die einzelnen an ihre Pflicht erinnerte und heftigere Ausbrüche der Leidenschaft durch Güte wie durch Strenge niederhielt. Ebenso war sie, wenn die Fürsten sich Ausreitungen zu schulden kommen ließen, bereit, sie an die Rechte, Bedürfnisse und berechtigten Wünsche der Völker zu erinnern, sie zur Milde, Mäßigkeit und Güte zu ermahnen. Auf diese Weise wurden öfters die Gefahren der Unruhen und Bürgerkriege beseitigt.“ ... Darum haben sich die römischen Päpste hochverdient um das allgemeine Wohl gemacht, daß sie es sich stets angelegen sein ließen, die zuchtlosen und unruhigen Geister der Neuerer niederzuhalten, und daß sie sehr oft hervorhoben, wie schädlich sie auch für die bürgerliche Gesellschaft seien. Bemerkenswert ist in dieser Beziehung der Satz, den Clemens VII. gegenüber dem König Ferdinand von Böhmen und Ungarn aussprach: „Bei dieser Glaubenssache steht auch Deine und der übrigen Fürsten Würde und Euer Ruhm auf dem Spiele; denn der Glaube kann nicht vernichtet werden, ohne daß dies den Sturz Eurer Herrschaft nach sich zieht; in manchen dortigen Gegenden ist das schon deutlich zu Tage getreten.“

Diese Betonung des Bundes zwischen Thron und Altar und diese Friedfertigkeit der Kirche, illustriert mit dem Ausspruch Clemens VII., dauert erfahrungsmäßig nur so lange, wie der Thron sich den Ansprüchen des Altars unterordnet und wie eben alles nach dem

Willen der Kirche geht. Treibt das Gegenteil ein, dann ist die Kirche die Widersacherin der Throne und dann kommt es ihr nicht darauf an, einen Krieg herauszufechten und sei es ein dreißigjähriger, wie Deutschland ihn erlebt hat und dessen Nachwehen es heute noch mehr als 200 Jahren noch empfindet. Papst Leo XIII. hat unserer Ansicht nach mit dieser Encyklika keinen glücklichen Griff gethan; er wird dadurch niemanden zu der Ueberzeugung bringen, daß zwischen dem Papsttum und der modernen Weltanschauung ein Ausgleich möglich ist, denn was in dem Schriftstück mit der letzteren übereinstimmen könnte, trägt nicht den Stempel der inneren Wahrheit und das übrige fordert, trotz aller beschönigenden Phrasen, nur zum Kampfe heraus.

### Deutschland.

Berlin, 12. Juli. [Tagesbericht.] Der Unterstaatssekretär Dr. v. Müller ist zum Vorfahrenden der mit der technischen Hochschule verbundenen Aufstellungskommission für die mechanisch-technische und für die chemisch-technische Versuchsanstalt, sowie für die Prüfungsstation für Baumaterialien ernannt worden. Die Meldung von einer bevorstehenden Zusammenkunft der Monarchen Oesterreichs und Deutschlands wird in italienischen Blättern zu dem Gerüchte von einer Dreikaiser-Zusammenkunft erweitert, bei welcher auch Fürst Bismarck, Baron Haymerle und Herr von Giers anwesend sein sollen. Wie die „Kreuzzeitung“ hört, ist in unterrichteten Kreisen hiervon nichts bekannt. Der Gesandte von Radowitz ist hier angekommen. Der „Reichsanzeiger“ publiziert heute das Gesetz über die Abänderung des Gerichtsverfuges. Ueber die aus Konstantinopel gemeldete vierzigtägige Verschiebung der Uebergabe des an Griechenland abgetretenen Gebiets und die Rückkehr der europäischen Delegierten nach Konstantinopel ist an maßgebender Stelle nichts bekannt. — Bekanntlich hatte sich in den Jahren 1874, 1875 und folgend ein Mangel an geeigneten Unteroffizieren fühlbar gemacht, dem man durch besondere Zuwendungen an diese Charge abzuhelfen suchte. Wie jetzt aus militärischen Kreisen verlautet, kann die Unteroffiziersfrage nunmehr als gelöst betrachtet werden. Die Zahl der Berufsunteroffiziere und der Kapitulanten hat sich bedeutend vermehrt; auch bei den Unteroffizierskassen sind die Anmeldungen junger Leute zahlreicher als früher. — Wie in der Sitzung des schweizerischen Bundesrats am 8. Juli mitgeteilt wurde, haben die Regierungen, welche bei den im Mai und Juni 1878 in Bern stattgefundenen Konferenzen zur Vereinbarung eines einheitlichen Eisenbahntariffs vertreten gewesen sind, ausnahmslos die Gerechtigkeit ausgesprochen, an neuen Verhandlungen teilzunehmen, welche die Diskussion und Erledigung der inzwischen angemeldeten oder noch zu gewärtigenden Abänderungsanträge und den Abschluß der erforderlichen internationalen Verträge zum Zweck haben sollen. Der Bundesrat hat nun den betreffenden Regierungen den Zusammentritt einer neuen internationalen Konferenz auf Mittwoch, den 21. September laufenden Jahres, in Bern vorgeschlagen.

[Windthorst.] Die heutige B. V. Z. schreibt: „Die jüngst stattgehabte Anwesenheit des Herrn Windthorst in Braunschw. wird in der Presse selbstverständlich nicht zu weitläufigen Kommentaren ausgebaut, und doch sind zwischen dem Herzog von Braunschw. und Herrn Windthorst bei einer Audienz, die vier Stunden dauerte,

### Die Erbin des Herzogs.

Roman von G. Wein.

111)

„Arme Wäckerin!“ flüsterte Gertha mit zuckenden Lippen und senkte das dunkle Haupt auf die Hand. „Arme Wäckerin!“ wiederholte sie dann nochmals. „ah — nein, beneidenswerte, sie ist einer unmenslichen Liebe fähig gewesen und endlich — einer entsetzlichen Rache! Ja ...“ sie vollendete nicht, ein heißer Tropfen war auf ihre Hand gefallen und machte sie erschrocken zusammenzucken.

„Eine Thräne“, sagte sie, — „warum nur? — weine ich denn über mich selber?“ Als schämte sie sich dieser Gefühlsregung, sprang sie hastig empor und durchschritt das Gemach. Viele Gewehre hingen an der getünchten Wand, adios nahm sie eins heraus und legte die Hand an den kalten Lauf. Wie häufig diese Kälte war — dann betrachtete sie das Schloß, ein Rud an dem Haß und eine — Kugel!

„O — in ein warmes Menschenherz“, murmelte sie mit erlöschender Stimme, „auch — in sein Herz!“ Noch immer hielt sie die Waffe; heiß wie sie geliebt, die Wäckerin, hatte sie auch wieder gehaßt. „Hoh! warum loderte nicht alles freudig empor bei ihr, wenn sie dachte, daß sie bald gerächt sein würde — ah!“

Ein furchtbarer Windstoß, ein Krach; wieder war vom Dach ein Ziegel gestürzt und dann schlug das Fenster auf, vor welchem sie stand und die Splitter logen weit umher. Sie dachte nicht daran, es wieder zu schließen, sie blieb unbeweglich, noch die Hand an der Waffe. Sie schloß die Augen, sie sah ein Bild, das ganze Haar umflatterte sie wie ein Schleier. Es war bunt in dem geschlossenen Gemach gewesen, die feuchte Sturmluft that ihr wohl, die Wassertropfen spritzten, aufgeweht, darauf in ihr glühendes Gesicht.

„Wäckerin!“ rief da plötzlich eine mächtige Männerstimme durch das Toisen vom jenseitigen Ufer her. Sie zuckte nicht erschrocken zusammen, sie hob auch nicht die Hand von der schäumenden Wassermaße zu ihrem Hahn — sie sagte nur tonlos: „Er!“

„Wäckerin!“ rief die volle Stimme noch einmal, und so nah die Entfernung war, so klang es doch, als käme der Ton fern her, aus anderen Ufern. „Sehen Sie das Gewehr fort, es ist ge-

schickter Hohn! Er behandelt sie auch jetzt noch als ein Kind, wie hätte sie ihm folgen können. Ihre eiden kleinen Hände umspannten den Lauf, sie wußte

nur eins, nicht ihm gehorchen, aber sie zitterte sehr und kam ins Schwanken — und dann? Ein dumpfer Knall, ein Blitz, eine Rauchwolke drüben — das Gewehr war ihren Händen entglitten.

Sie schrie nicht auf, sie sagte nur mit zusammengeklagenen Zähnen langsam und monoton: „Ich habe ihn getötet“, dann stürzte sie aus dem Hause.

Drüben, wo er gestanden, war der Blitz aufgeglückt, jetzt lag er dort, der Boden mit Blut gerötet — die Kugel in seinem Herzen.

„Altmächtig“, flüsterte sie, „ich habe —“ Sie schlug beide Hände vor das Gesicht und sang dicht am Rande des Baches in die Kniee.

„Ich habe ihn getötet“, wiederholte sie nochmals, „und nun?“ Nun war sie doch den lodenden Stimmen dort unten, den feuchten, verlangend erhobenen Armen verfallen — o, nur grausig, qualvoll klang jetzt das Lied zu ihr heraus; sie beugte sich tiefer hinab.

„Gräfin — wollen Sie sich sofort in neue Gefahr begeben?“ rief Erbachs Stimme zu ihr hinüber.

Sie schnellte empor und streckte beide Hände aus —

„Ein Schritt und Sie gleiten auf dem feuchten Boden aus.“

Sie starrte ihn noch immer an, dann preßte sie die Lippen fest aufeinander, um das Jauchzen zu dämpfen, mit welchem sie vor sich hin sagte: „Er lebt!“

„Gehen Sie in das Haus, Sie stehen dort gefährlich“, rief seine ruhige, markige Stimme wieder.

„Nein“, flüsterte sie, so sanft, als bete sie wie ein frommes Kind, „ich will ihn sehen!“

Drüben der hochgewachsene Mann stampfte die Erde mit dem Fuß.

„Gräfin Gertha, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Mühle nicht betrete — gehen Sie hinein!“

„Nein“, flüsterte sie wieder. „Er kann ja nicht kommen, und ich will ihn noch sehen, so lange ich darf.“

Unbeweglich blieb sie auf ihrem Platz, ihr Haar wurde vom Winde gepeitscht, ihr regenfeuchtes Kleid umfloss sie schwer, ein wider Frost schüttelte sie, aber ihre Augen glänzten. Sie legte beide Hände fest auf das Herz und sah durch den augenwischenen Schaum hinüber auf den Grafen, der sie mit unruhigen Blicken betrachtete.

„Ich habe es nun erkannt“, sagte sie, „und das ist ein ganzes Leben wert!“

Den neuen Jura erkundete der Wind; da sah sie plötzlich, wie Erbach dem Steg zuflutete. Eine Todesangst erfaßte sie, sie verließ ihren Platz und flog ebenfalls nach dem diesseitigen Ufer.

„Um des Himmels willen, betreten Sie ihn nicht, er bricht!“ schrie sie flehend.

So wenig sie vorher seine Mahnung beachtet hatte, schien er jetzt der ihrigen folgen zu wollen.

Da hob sie die klare Stimme mit aller Kraft: „Ich beschwöre Sie — beim Leben der Frau, welche Sie lieben!“

„Eben um ihretwillen!“ kam zurück, er ging behutsam einige Schritte der Mitte zu.

Da sagte es sie wie wilde Verzweiflung, wie tollwütiges Wagnis, ihre Augen flammten feuriger. Sie betrat den Steg mit hastigen Schritten; der Rosenkranz raffelte an ihrem erhobenen Arme.

„Gertha“, rief der Graf und hielt erschreckt inne, „wollen Sie durchaus einen Selbstmord begehen?“

„Sie treiben mich dazu!“ — gab sie zurück, „verlassen Sie den Steg!“

„Thörichtes Mädchen, um Sie dem Verderben entgegenzuführen zu sehen?“ rief er wieder und setzte seine Wanderung fort.

Jetzt trennte sie nichts mehr, als die wenigen Schritte, wo das Gelände fehlte; der morsche Steg schwankte und krachte unter der doppelten Last.

„Graf Erbach“, sagte da plötzlich das Mädchen mit selbstherrlicher Ruhe, „so nah werden wir uns nie mehr im Leben gegenüber stehen. Wollen Sie mich anhören? Wir folgen? Wir sind beide in Todesgefahr.“

„Wenn aber der Steg hier auch trägt, Ihr Leben ist dennoch bedroht. Herr von Birning fordert Sie morgen — zum Duell!“

„Sie lächelte ungläubig. „Rein alter Freund? Unmöglich!“

„Doch, doch!“ — rief sie hastig heraus, „aber Sie und er, Sie dürfen sich nicht gegenübersetzen, verlassen Sie sofort!“

„Soll ich fliehen?“ fragte er verächtlich.

„Nein, leben — um — Ottiliens willen!“

Jetzt, jetzt gleich war es vorbei, sie flühte, wie ihre Kräfte sie verließen, es flimmerte vor ihren Augen.

„Ottile!“ — sagte er halblaut. „Ich liebe sie nie — ich schwöre es hier, mit so heiligem Schwur, als nie zuvor!“ und dann flog ein leuchtender Schein über sein Gesicht. „Wer Du, Gertha, Du liebst mich!“

Ein leiser Aehlaut klang aus ihrem Munde, jetzt schwankte sie, ihre Augen schlossen sich, sie flühte nicht mehr, wie seine Kräfte sie umfingen.

Behutsam angestrichen, alle guten Mächte um Beistand anflehend, trug er die teure Bürde den gefährlichen Weg zurück, welchen er soeben erst allein gekommen war.

An der Steinbank dort, gegen welche die Kugel vorher angeschlagen, legte er sie nieder und bettete seinen Ueberrock unter ihr blasses Haupt.

Sie schloß sofort die Augen auf und blickte ihn an. „Ich bin gestorben“, sagte sie matt — „ich will es denken.“

„Er küßte ihre kalten Hände.“

„Der Trost, der Eigeninn — die, alte Gertha“, flüsterte er.

„Ihr Auge glänzte überirdisch.“

„Wie so weit ab liegt alles, ich weiß nicht mehr, was gestern war!“

„Gestern“ entgegnete er, „lassen wir das Gestrern — das Heute erst gibt mir das Leben.“

„Dort“, sagte sie, „der Steg, ah!“

Ein Krach, ein noch wilderes Brausen und das Wasser hatte die morschen Bretter jetzt vollends zerbrochen und trug sie spielend hinab durch die Schlucht.

„Es hatte ihre Hände noch immer nicht frei gegeben.“

„Es ist gut“, flüsterte er, „nun darf jene Stätte nie mehr durch andere Tritte entweiht werden — jene Stätte, Gertha, wo ich erkannte, daß Du mich liebst, Gertha, so —“

Das schöne Mädchen befreite ihre Rechte und legte sie ihm leicht auf die Lippen.

„Nicht weiter — warum noch Worte.“ — Es ist nun doch geschehen, weil es sein mußte. Ja, ich liebe Dich — Du hast gesagt — oder das Verhängnis — wir haben gewonnen, indem wir verlieren.“

„Komm, Gertha“, bat Walter sanft, „Du zitterst vor Kälte.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein — es ist gut, daß es rings um uns her brandet und flürmt, ich fürchtete mich sonst vor mir selber. Walter — ah, daß ich es erkennen mußte, wie unmenslich lieb ich Dich habe. Und morgen vielleicht — trifft Dich dennoch die Kugel ...“

„Er lächelte wie über die Gespenstergestalt eines Kindes.“

„Nein, Gertha!“

Schweigend, aber dicht aneinander geschmiegt, wandelten sie den engen Waldweg nach dem Pavillon zu. Sie hörten den Sturm nicht mehr und fürchteten keine Gefahr, sie waren glücklich.

(Fortsetzung folgt.)





